

Die Mittelschule : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, Juli 1928, Nummer 3

Autor(en): **Gessler, Paul / Höfler, Karl / H.W.**

Objektyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerzeitung**

Band (Jahr): **73 (1928)**

Heft 27

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE MITTELSCHULE

Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung

Juli 1928 • Nummer 3

Aufsatz

In der Mainnummer der „Mittelschule“ hat mein Kollege Herr Dr. Alfons Meier einen Aufsatz von einer seiner Schülerinnen veröffentlicht, der wohl jeden Leser mit reiner Freude erfüllt hat. Wir haben die glücklichen Empfindungen des Lehrers geteilt, in dessen „Gärtlein das gewachsen ist“. In der Einleitung weist er freilich jedes wirkliche Verdienst an einer solchen Leistung weit von sich. Ich bin in der Hauptsache mit ihm einverstanden. Wenn mir von Freunden schon zu dieser oder jener Arbeit einer Schülerin gratuliert worden ist, so habe ich auch sagen müssen: „Ja, das hab' ich ihr nicht gelehrt. Wie wollte man das einem Kinde beibringen!“ Nur möchte ich den Satz von den paar „äußerlichen Geboten des Anstandes und der Korrektheit“, die eigentlich mehr Verbote seien, etwas ergänzen und neben die Verbote die paar positiven Gebote stellen, die sich mir aus dem Aufsatzunterricht ergeben haben, und die ich unermüdet immer wieder mit den Schülerinnen aus ihren Arbeiten ableite, immer wieder am Glücken oder Mißglücken ihrer Arbeiten erhärte. Es handelt sich dabei natürlich nur um erzählende Aufsätze.

Das erste lautet: Mit der klaren und glücklichen Wahl des Stoffes ist die halbe Arbeit schon getan. Die Kunst ist, das richtige, organisch einheitliche Stück aus einem großen Zusammenhang herauszuschneiden, es von dem Ballast des Vorher und Nachher und aller Nebenerscheinungen zu befreien, es als An- und Abstieg oder sonst eine notwendige Folge von Ereignissen oder Erlebnissen zu erfassen und den Mut zu haben, es auch so herauszustellen. Klassisches Beispiel ist der Aufsatz über einen Ausflug, der nicht den Tag beschreiben soll vom Weckerrasseln bis zu den schönen Erinnerungen, mit denen man sich pflichtgemäß zu Bette legt, sondern der den einen eindrucksvollsten Moment kühn herausgreift, diesem alle Kraft und Kunst widmet.

Daraus ergibt sich von selbst als zweite Forderung gegenüber dem flüchtigen Aufzählen von Erlebnissen in der ersten Art von Beschreibung die liebevolle Hingabe an das nach eigenem Ermessen nun eng begrenzte Thema. Immer wieder wird man ankämpfen müssen gegen das summarische Berichten, wie es den Kindern bei der schriftlichen Mitteilung selbstverständlich ist, immer wieder sie anleiten, die Erscheinungen in ihrer Gesamtheit, auch in allen irgendwie bezeichnenden Einzelheiten zu erfassen. Die eine z. B. begnügt sich in einem Herbstaufsatz mit der Notiz: „Es war ein rechter Herbstmorgen“; die andere weiß von der Luft, von Duft, von Nebel und Sonne.

Das greift schon über in das Gebiet der dritten Forderung, die nicht mehr Wahl und Erfassen des Stoffes, sondern die Schilderung selbst betrifft, d. h. die Kunst, den Stoff dem Leser zu übermitteln. Und hier gilt als oberste Regel: Schildere so, daß der Leser etwas zu hören und zu sehen, wenn nötig auch zu riechen, zu schmecken und zu tasten bekommt. Gelingt dir das, so wird sicher von selbst der eigentliche Zweck erreicht: daß er auch mit dir fühlt und erlebt. Erreichst du das aber nicht, ja dann ist der Aufsatz nichts anderes als eine Plage sowohl für den, der ihn schreiben, wie für den, der ihn lesen muß. Die Erfüllung dieser Forderung verlangt allerdings wieder Versenkung in den Stoff, da aus ihr allein die Wahl der richtigen Wörter, vor allem treffender Verben und Beiwörter entspringen kann. Einen großen Anteil an der dazu notwendigen Bereicherung des Wortschatzes hat natürlich die Lektüre des Schülers; sie soll und muß ihn haben; nur werden sich da sofort diejenigen, die sich neue Wörter und Ausdrücke innerlich zu eigen machen, scheiden von denen, die es bloß zur Verwendung aufgelesener Ausdrücke bringen oder richtiger: oft wird bei derselben Schülerin beides vorkommen. Gerade Mädchen sind hier, im Guten und im Schlechten, von einer unvergleichlich viel größeren Aufnahme- und Reproduktionsfähigkeit als die Knaben. Der Mätzchenstil der Schumacher klingt (oder klang!) einem oft plötzlich entgegen oder bei den Größeren der Dahnsche

Pomp. Es erscheint mir oft als etwas vom Schwersten, in Grenzfällen, wo es dem Lehrer nicht mehr ganz wohl ist bei den Ausdrücken, die er liest, und wo doch nichts ohne weiteres Greifbares vorliegt, die Schülerin mit dem richtigen Takt und doch überzeugend vor diesem Abwege zu bewahren. Doch damit bin ich eigentlich selbst schon bei den Verboten angelangt.

Wenn man diese Gebote immer wieder in der Schule entwickelt, so glaube ich, kann man es doch erleben, daß unter ihrem Einfluß Kinder sich vom zufälligen Kunterbunt emporarbeiten zu Darstellungen, die eine geschlossene Einheit zum Thema nehmen, daß sie sich entwickeln vom pauschalen kindlichen Berichten zum miterlebten Schildern, d. h. — der Ausdruck sei durchaus bescheiden gemeint — zur ersten Ahnung und Handhabung der einfachsten künstlerischen Grundsätze. Allerdings — hier behalte mein Herr Kollege völlig recht — um mehr als ein Wecken, Wegweisen und Forträumen von Hindernissen kann es sich nie handeln. Die gewissenhafte Durchschnittsschülerin wird es auch so nicht über ein braves Erzeugnis hinausbringen, dem man Mühe und Absicht auf Schritt und Tritt anmerkt. Den höheren Flug kann nur die gewinnen, die es in sich hat. Denn oberste Voraussetzung für die wirklich fruchtbare Anwendung der oben gegebenen Grundsätze sind erstens die Erlebnis-, die Hingabefähigkeit und zweitens ein gewisses angeborenes poetisches Vermögen, das Erlebte als ein Ganzes selbst wiederzuerleben und anderen wiederzugeben. Höchstens daß wir auf Exkursionen, Sonntags- und Ferianausflügen die erste dieser beiden Fähigkeiten der Natur gegenüber etwas wachrufen und fördern können. —

Vor mir liegt ein Stoß Aufsätze aus einer Klasse zwölf- bis dreizehnjähriger Mädchen (siebtes Schuljahr), die ich nun das dritte Jahr im Deutschen führe. Das Thema, das zu Beginn einer Behandlung der Alpenwelt gestellt worden ist, hat gelautet: „Etwas aus den Alpen“. In den dreißig Arbeiten finden sich so ziemlich alle Schattierungen dessen, was ich als Ergebnis der mehr oder minder gewissenhaften und mehr oder minder glücklichen Beachtung meiner oft gemachten Vorschriften ansehen kann. Da sind die paar, die in zwei Jahren nichts gelernt haben und uns mit jedem Quark unterhalten, der ihre wertige Person betrifft; da ist weiter die brave Schafferin, die es mit der Forderung nach Einzelheiten sehr genau genommen hat und eine minutiöse Schilderung der Greyerzer Berge entwirft, in der wir von jeder Felszacke und jedem Weidband hören, ohne doch irgendeinen vorstellbaren Gesamteindruck zu erhalten. Eine andere fängt keck impressionistisch an und schildert köstlich in einem Zuge; aber was wir mit ihr erleben, sind nicht die Alpen, die hier der große Gegenstand hätten sein sollen, sondern kindliche Freuden und Ängste: ein Fußbad im kalten Bergbach, die Flucht vor einem vermutlichen Stier. Bei einer, die sie nie aus der Nähe gesehen hat, steigert sich der erste Eindruck aus der Ferne zur Vorstellung von einer weitentlegenen Märchenwelt; aber die schönen Federn sind nicht alle auf ihr selbst gewachsen: ein „Panorama entrollt sich“, und das Alpenglühn findet ein „schöntrauriges Ende“. Eine, von der ich bis jetzt nur recht undisziplinierte Aneinanderreihungen gelesen habe, versteht es diesmal, sich auf das Nahen, Ausbrechen und Abziehen eines alpinen Gewitters zu beschränken, etwas lesebuchhaft vielleicht noch, weil zu unpersönlich; von einer anderen hingegen wird die Forderung nach Begrenzung nicht schematisch erfüllt: sie wagt es, durch viele frühere Warnungen nicht beirrt, einen Tag vom frühesten Morgen bis zum Sonnenuntergang zu schildern, versteht es aber, nur die mächtigen Eindrücke von Erwachen, mittäglichem Glühn und Erlöschen der Walliser Berge herauszugreifen und sie, unbelastet von allen kleinteiligen Einzelheiten, hinzustellen. Eine einzige aber schwingt sich über alle hinaus. In ihr ruht ein großes beglückendes Erlebnis, ein ganz eigenes, unberührt und ungetrübt, und sie vermag, es in eben dieser Eigenheit und Reinheit aus sich herauszustellen. Wie dürfte ich da noch sagen: „Das hat sie bei mir gelernt!“ Daran habe ich

nur mit untergeordneten Dingen teil. Hier ist das Kind das Gebende und ich bin der Empfangende, der Beglückte.

Diese letzte Arbeit teile ich hier mit. Sie stammt von einem Mädchen, das sich in einem früheren Aufsatz nichts sehnlicher gewünscht hat, als ein Knabe sein zu dürfen. Dazu paßt ihre durchaus unsentimentale, etwas derbe Art, wie völlig weiblich aber ist ihr Erlebnis! Von der Ergänzung einiger Satzzeichen abgesehen, habe ich absichtlich keinerlei Verbesserungen angebracht.

Etwas aus den Alpen.

Im Glarnerland, ein wenig unterhalb des Kneugrates, haben wir eine Hütte, schon in der richtigen Alpenwelt. Rings um uns ist ein Kranz von Schneebergen, grünen Weiden und besonders Wald. Immer hört man das eintönige Rauschen und Tosen eines wilden Bergbaches, der stellenweise über Felsen hinunterstürzt. Um die Hütten herum stehen ein paar einzelne Tannen, aber meistens drei oder vier beisammen. Es ist wunderschön, an Windtagen, das geheimnisvolle Rauschen und Wogen in den Wipfeln der alten Bäume. Aber an schönen Tagen weht ein leichtes Lüftchen, und es ist, wie wenn es mit ihnen flüsterte. Oben an der Halde, wo viele überwachsenen Felsen und Steine sind, sieht man manchmal ein kleines Murrelter zwischen dem Geröll hervorgucken, und es läßt seinen durchdringenden Pfiff hören.

An einem klaren Morgen wollte ich einmal ganz allein auf der Alp umherwandern und auf eine Entdeckungsreise gehen. Ich wanderte durch eine reiche, schöne Alpenflora. Immer wieder lief ich zu einem leuchtenden Alpenrosenfeld und pflückte. In der Luft tanzten und summteten die kleinen Insekten, und man hörte das Brausen des Wildbachs oder ein Murrelter pfeifen. Sonst war eine große, friedliche Stille auf der sonnigen Alp. An manchen Stellen stehen im Gras kleine, mit Enzian überwachsene Felsblöcke. Ich bekam auf einmal Lust zum Klettern, stieg auf einen solchen Felsen und schaute um mich. Da stand ich nun ganz allein inmitten der herrlichen Alpenwelt. Zu meiner Seite waren mächtige nackte Felsen, die in die blaue, klare Luft emporragten; aber vor mir lagen die wunderbaren Schneeberge. Kleinere und größere Gletscher schlängelten sich zwischen den Zinken und Zacken der Schneeberge ins Tal hinab. Sie schimmerten blaugrün, und die Spalten dazwischen waren dunkel. Auch die Schneefelder glitzerten und flimmerten wie Kristall von der strahlenden Morgensonne. Vom Tal stieg der letzte Nebel empor und umhüllte die Felsen. Ein wenig weiter unten lag ein kleiner blauer, in Felsen eingerahmter Bergsee. In dem blauen See spiegelten sich die Felsen, und um ihn weidete friedlich eine große Kuhherde. Das liebliche Geläute der Kuhglocken und das langgezogene Muh drang bis zu mir herauf. Auf der ganzen Alp lagen zerstreut viele kleine Sennhütten, aber dazwischen lagen etwas größere und längere Kuhställe. Durch das Kuhgeläute hörte man immer wieder das fröhliche Jodeln eines Sennen. Ich stand da, in die Herrlichkeit versunken, als ich plötzlich von meinem Traum aufgeweckt wurde. Es ertönte ein scharfes Krächzen und Geschrei über mir. Wie ich aufschaute, kreiste ein großer Geier oder sonst ein Raubvogel in der Luft umher. Mit weit ausgebreiteten Schwingen kehrte er immer wieder in großen Bogen zurück und krächzte laut und durchdringend. Lautlos schwebte er dahin, aber plötzlich stürzte er pfeilschnell in eine Felsenklüft und verschwand in der Tiefe. Erstaunt hatte ich diesem Schauspiel zugesehen. Da plötzlich kam der Raubvogel wieder aus der Felsenklüft hervor, etwas in den Klauen tragend. Wahrscheinlich hatte er vorher etwas erspäht und trug jetzt ein armes Tierchen mit sich davon. Aber bald flog er ins Tal hinab. Beglückt wanderte ich wieder zu unserer Hütte zurück. An diesem Morgen hatte ich nun wirklich erfahren können, wie schön die Alpenwelt ist.

Dr. Paul Gessler.

Verwundete Pflanzen

Wenn wir hinaus in den Garten treten, so liegt vor uns ausgebreitet eine Menge von Pflanzen, ruhig und scheinbar untätig. Mannigfache Reize wirken auf sie ein und sie müssen Verwundungen und den Tod ertragen. Was geschieht mit der Pflanze, wenn ein sehr heftiger Reiz auf sie einwirkt, wie bei einer schweren Verwundung? Ich unternahm drei gesonderte Untersuchungen über die Wirkung von Wunden. Der Zweck der ersten war, die Wirkung von Verletzungen auf das Wachstum festzustellen; der der zweiten, die Rückwirkung von Wunden auf die Pulsationsbewegung der Telegraphen-Pflanze zu zeigen; der der dritten, die lähmende Wirkung der Wunden zu analysieren.

Wirkung der Verwundung auf das Wachstum.

Unter Benützung des stark vergrößernden Auxanographen unterwarf ich eine Pflanze verschiedenartigen Reizungen von rauher Berührung bis zu schwerer Verwundung und beobachtete die eintretenden Veränderungen in der Wachstumsgeschwindigkeit. In einem bestimmten Versuch ließ ich die Pflanze zuerst ihr

normales Wachstum aufzeichnen und reizte sie sodann durch Reibung mit einem rauhen Kartenrand. Das Wachstum wurde daraufhin auf zwei Drittel vom normalen verlangsamt. Ich ließ der Pflanze nun eine Erholungsfrist von 15 Minuten, doch die Wiederherstellung der alten Wachstumsgeschwindigkeit war nur eine teilweise. Es verging eine volle Stunde, bis die Erholung vollständig wurde. Rauhe Berührung verlangsamt das Wachstum und je rauher die Behandlung, desto länger braucht die Pflanze zur vollen Erholung.

Als Beispiel hierfür will ich einen Fall anführen, der mich längere Zeit bei meinen Versuchen irre gemacht hat. Ich hatte eine Anzahl Pflanzen an meinem Auxanographen befestigt, um ihre Wachstumskurven zu registrieren. Wiewohl der Apparat in bestem Stande war, konnte doch kein Wachstum wahrgenommen werden. Eine Pflanze blieb zufällig über Nacht am Apparat befestigt, und ich fand zu meinem Erstaunen, daß die Pflanze, die am Vortage keinerlei Wachstum gezeigt hatte, jetzt solches aufs kräftigste erkennen ließ. Ich stellte weiterhin fest, daß das unvermeidliche rauhe Anfassen bei der Befestigung der Pflanze am Apparat genügte, eine sofortige Hemmung des Wachstums herbeizuführen, welches erst nach der Erholung von der Reizung wieder einsetzte. Das fortan angewandte Verfahren bestand darin, die Pflanze so behutsam als möglich zu befestigen und ihr vor der Aufzeichnung der Kurve zwei Stunden Ruhezeit zu gönnen. Wurde diese Vorsichtsmaßregel beachtet, so konnte ich ohne Schwierigkeit befriedigende Resultate erhalten.

Nadelstiche und Schnittwunden.

Als nächste Aufgabe setzte ich mir, festzustellen, wie Nadelstiche wirken. Diese verursachen eine stärkere Reizung als Reibung oder rauhes Anfassen. Das Wachstum wurde hier auf nahezu ein Viertel der normalen Geschwindigkeit herabgesetzt und die Erholung brauchte entsprechend längere Zeit. Selbst nach einer vollen Stunde hatte das Wachstum erst wieder zwei Drittel der Normalgeschwindigkeit erreicht.

Eine noch schwerere Wunde wurde der Pflanze zugefügt, indem man einen Längsschnitt mit einem Messer anbrachte; dies verminderte das Wachstum auf beiläufig ein Fünftel vom normalen. Die Wundwirkung eines Querschnitts war noch weit schwerer. Ein solcher unterdrückte das Wachstum für recht lange Zeit. Bei empfindlichen Arten führte er selbst zu einer krampfartigen Kontraktion.

Das Dreschen bewirkt Wachstumshemmung.

Körperliche Züchtigung ist dem Wachstum offenbar nicht förderlich, eine Tatsache, die die Schulmeister ernstlich bedenken mögen. Jene könnte indes — die Wahrheitsliebe zwingt mich, dies zu sagen — doch ihren Nutzen haben. Meine Versuche zeigen nämlich, daß zwar bei lebhaft wachsenden Pflanzen Reize eine Verlangsamung verursachen, daß aber in anderen, wo das Tempo des Wachstums unternormal ist, eine Reizung dieses belebt und beschleunigt. Vermutlich erklärt sich daraus die bei gewissen indischen Landleuten verbreitete Gewohnheit, das junge Getreide auf dem Feld tüchtig durchzudreschen, wenn sein Wachstum zu wünschen übrig läßt. Aus derzeit unbekanntten Gründen sind oft gewisse Pflanzen kümmerlich und bleiben im Wachstum zurück, wobei die Zweige und Blätter ein ungesundes Aussehen zeigen. Entfernung der kränkelnden Teile erweist sich dann als günstig für die Pflanze. Ein kräftiger Wundreiz erneuert das Wachstum, das zum Stillstand gekommen ist.

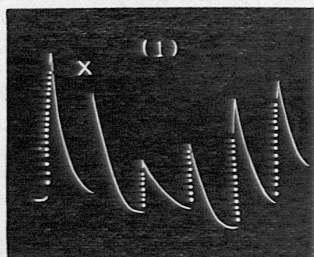
Wirkung der Verwundung auf pulsierende Blättchen.

Die Blättchen der Telegraphen-Pflanze führen autonome Pulsationsbewegungen aus. Wenn der kurze Blattstiel, der die Blättchen trägt, von der Mutterpflanze losgetrennt wurde, und das abgeschnittene Ende in Wasser kam, so standen die Pulsationsbewegungen infolge des mit der Operation verbundenen Reizes still. Der Wundschock verschwand dann allmählich, der Puls-schlag lebte wieder auf und dauerte nahezu vierundzwanzig Stunden fort. Allein der Tod fand an der Wunde eine unbewachte Pforte und sein Vormarsch war langsam aber sicher. Er erreichte schließlich das pulsierende Organ, das nun dauernd stillgelegt wurde. Versuche wurden unternommen, den Vormarsch des Todes

aufzuhalten. Das Problem ist eng verbunden mit dem speziellen Einblick in die Bedingungen, die dem Leben zugrunde liegen, und jene anderen Bedingungen, unter denen das Bewegungsspiel der Moleküle der Todesstarre weicht. Die bisher ausgeführten Versuche waren schon soweit erfolgreich, als es gelang, bei bestimmter Behandlungsweise die Pulsationsbewegungen der Pflanze für mehr als eine Woche zu erhalten.

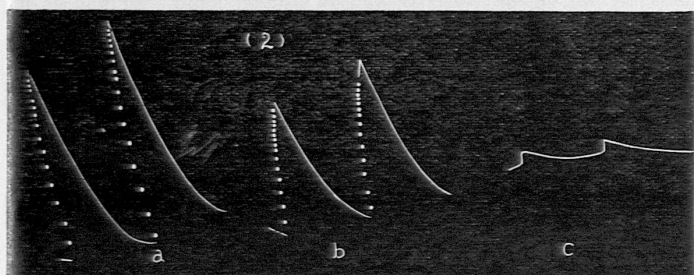
Bewegungslähmung.

Ein starker Wundreiz lähmt die motorische Funktion des Gelenkpolsters bei Mimosa. Wurde ein kurzes Stück des Stengels, das ein Blatt trägt, abgeschnitten, so wurde der Wundreiz auf alle Teile der Mutterpflanze übertragen, alle Blätter fielen nieder und blieben erheblich lange im Zustand der Depression. Das ab-



getrennte Stück, dessen Schnittende in eine Nährlösung gestellt wurde, war gleichfalls im Depressionszustand, wie das Fallen seines Blattes zeigte. Die nun folgende Geschichte der Mutterpflanze und des losgetrennten Stücks zeigte deutliche Unterschiede. Die Mutterpflanze, vom Wundshock gelähmt, erholte sich langsam. Ich ließ eine Kurve der Reaktion eines ihrer Blättchen aufzeichnen. Der erste Teil der Kurve in Fig. 1 zeigt die normale Reaktion des Blattes, bevor ihm die Wunde beigebracht war. Nach dem schweren Eingriff fiel das Blatt nieder und nahm die mit einem Kreuz bezeichnete Lage ein. Die lähmende Wirkung der Wunde wurde durch Reizversuche erwiesen, wobei die erfolgende Reaktion in jedem Fall automatisch aufgezeichnet wurde. Die Reizbarkeit blieb fast zwei Stunden lang herabgedrückt, darauf gewann die Pflanze allmählich ihre normale Reizbarkeit wieder, und zwar stufenweise. Die normale Funktionsfähigkeit der Pflanze wurde nachher voll wiederhergestellt.

Das Blatt des abgetrennten Sprosses, das in der Nährlösung stand, richtete sich bald wieder auf und zeigte eine beinahe üppige Haltung. In seiner neugewonnenen Freiheit von der Mutterpflanze reagierte es ungewöhnlich energisch. Diese Heftigkeit dauerte



einen ganzen Tag, worauf ein seltsamer Wechsel einsetzte; die Stärke der Reaktionen begann plötzlich abzunehmen. Das bisher aufgerichtete Blatt fiel über, der Tod hatte es schließlich bemeistert.

Ähnliche Reaktionen fanden in anderen Pflanzen, selbst in Bäumen statt.

Die verwundete Pflanze ist also imstande, den Unfall zu überleben, während der abgetrennte Sproß mit seinem freien Blatt selbst bei bester Ernährung dem Tod zur Beute fällt. Woher kann wohl dieser Unterschied kommen? Der Grund ist der, daß die Pflanze oder der Baum sicher im Boden wurzeln. Dieser ist der Quell, der die Pflanze mit der rechten Nahrung versorgt und mit der Kraft für ihren Lebenskampf ausstattet. Manche Schicksalswogen gehen über sie hin. Allein die Schläge von außen können sie nicht überwältigen; sie rufen nur ihre eingeborenen Kräfte

wach. Die Pflanze begegnet dem äußeren Wechsel durch entsprechenden Wechsel in ihrem Inneren. Der Baum wirft die alten, abgenutzten, gleichsam abgetragenen Blätter ab, wenn der Wandel der Zeit seine Verjüngungskraft wachruft.

Zudem empfängt der Baum auch Kräfte aus dem Erbgut seiner Art. Jedem Teilchen des winzigen Embryos, der im Samen steckt, ist der Stempel des mächtigen Feigenbaumes, von dem er stammt, tief eingepreßt; und so treibt der sprossende Keimling seine Wurzeln in die nährende Erde, um da festzuankern, der Stamm steigt empor gen Himmel und sucht nach Licht und die Äste mit ihrem Baldachin von Blättern breiten sich nach allen Richtungen aus.

Wo liegt die Kraft, die dem Baum die Fähigkeit gibt, auszuweichen und siegreich aus dem Lebenskampf hervorzugehen? Es ist die Kraft, die ihm sein Standort verleiht, seine Fähigkeit, den äußeren Wechsel wahrzunehmen und durch passende Reaktion zu beantworten, und der ererbte Charakter seiner Art.

Diese Ausführungen sind dem Werke des indischen Pflanzenforschers C. J. Bose über „Pflanzenhandschriften und ihre Offenbarungen“ entnommen. Die deutsche Übersetzung des Buches, das demnächst im Rotapfelverlag Zürich erscheinen wird, besorgt Dr. Karl Höfler, Wien.

Erste amtliche Mittellehrerkonferenz von Baselland

An Stelle der bisher üblichen Sommer-Bezirkskonferenzen tagten dieses Jahr erstmals die Primar- und Mittellehrer des ganzen Kantons getrennt. Wohl beide dieser neuen Konferenzen haben gezeigt, daß die Trennung gerechtfertigt ist; denn es gibt nun einmal Fragen, welche nur die eine der beiden Gruppen wirklich interessieren können. — Am 4. Juni versammelten sich die Mittellehrer im „Röbli“ in Muttens zur ersten Tagung. Nach einem markanten und orientierenden Eröffnungswort des Tagespräsidenten Sek.-Lehrer E. Baldinger, Binningen, schritt man zu den Ausschlußwahlen, welche folgende Ergebnisse zeitigten: Präsident: Sek.-Lehrer E. Baldinger, Binningen; Kassier: Sek.-Lehrer Müller Oberwil; Schreiber: Bez.-Lehrer H. Wolfensberger, Liestal. — Hierauf folgte ein vorzügliches Referat des kantonalen Schulinspektors, Herr Bühler, über die Examenreform, woran sich eine zum Teil rege Diskussion anschloß. Die Konferenz stimmte danach den Reformvorschlägen des Schulinspektors zu, wornach in Zukunft durch die Prüfungsexperten nur schriftliche Prüfungen abgenommen werden sollen und zwar unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Den Schulpflegern bleibt es anheimgestellt, nach Gutdünken und Bedürfnis auch die alten mündlichen Examen in Form von Besuchstagen bestehen zu lassen, insofern sich danach großes Verlangen zeigen sollte. Im großen und ganzen bringt diese Reform insbesondere für die Bezirksschulen einen bedeutenden „Abbau“, der sehr zu begrüßen ist. Die Versammlung gab auch mit großem Mehr die Ansicht kund, es möchten die Prüfungen, wenn sie nicht im Gesetz verankert wären, überhaupt abgeschafft werden.

Als Hauptreferent des Tages hatte Herr Dr. Max Oettli, Direktor der schweiz. Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus, gewonnen werden können. Er referierte in bekannt feiner und eindringlicher Weise über das so außerordentlich wichtige Thema: „Der Nüchternheitsunterricht auf der Mittelschulstufe.“ Er verstand es vorzüglich, zu zeigen, wie dieser Unterricht eigentlich in jedem Fach, besonders gut aber in der Naturkunde untergebracht werden kann. Es ist dem Referenten zweifellos gelungen, jedermann von der dringenden Notwendigkeit eines zielbewußten Unterrichtes im Sinne der Nüchternheit zu überzeugen. Seine von jedem Fanatismus freie Art des Vortrages war sehr dazu angetan, der Sache auch unter den Nichtabstinenten Freunde zu gewinnen. Auf besondern Wunsch hin, streifte Herr Dr. Oettli auch die zwei gegenwärtig bei den eidgen. Räten liegenden Verfassungsvorlagen zur Bekämpfung des Schnapskonsums, wodurch interessante und nützliche Aufklärung gegeben wurde. Dem Herrn Referenten sei auch an dieser Stelle der beste Dank für seine Arbeit ausgesprochen.

Leider reichte die vorgerückte Zeit nicht mehr aus, um eine ergibige Diskussion aufkommen zu lassen über das vorzügliche

Referat des Herrn Dr. O. Gaß, Sek.-Lehrer in Liestal, „Der Anschluß unserer Mittelschulen an die oberen Mittelschulen Basels“. Herr Dr. Gaß zeigte in seinem auf gründlichen Studien beruhenden Referate alle die Gründe auf, welche unseren Sekundar- und Bezirksschülern eine Aufnahme an den obern städtischen Schulen erschweren. Eine Hauptursache liegt nach seinem Dafürhalten in der gänzlich andern Organisation unserer Mittelschulen gegenüber denen von Baselstadt. Ferner ist aber auch nicht zu verhehlen, daß von seiten der städtischen Schulbehörden die jetzige Praxis des Übertritts unserer Schüler in die obern städtischen Schulen nicht geschätzt wird, daß es Basel viel mehr begrüßen würde, wenn unsere Schüler auch schon die untere Stufe der Mittelschule in Basel absolvieren würden, eine Forderung, die aber besonders den Schülern aus dem obern Kantonsteil gegenüber unbillig ist. Herr Dr. Gaß sieht eine einigermaßen befriedigende Lösung nur in der kommenden Reform unseres Mittelschulgesetzes, das den Anschluß aller Mittelschulen an das 5. Schuljahr vorsieht, wie auch in einer eingehenden Lehrplanrevision und einem in Aussicht gestellten Aufnahme-Reglement für unsere Schüler in Basel, wonach sich die Vorbereitung zu richten hätte. — Die Konferenz beschloß, die reichen Anregungen des Referates im Herbst an einer freiwilligen außerordentlichen Zusammenkunft erschöpfend zur Diskussion zu stellen.

Derart wurde an dieser ersten Mittellehrerkonferenz ersprießliche Arbeit geleistet. Hoffen wir, die folgenden Tagungen möchten sich dieser ebenbürtig zeigen und stets bestrebt sein, produktive Arbeit zu leisten zur Förderung unserer Mittelschulen. *H. W.*

Die Auswirkung der österreichischen Schulreform in Wien

Es ist ein erfreuliches Ergebnis langwieriger Streitigkeiten und Verhandlungen zwischen dem österreichischen Unterrichtsministerium und dem Wiener Stadtschulrate, daß zu Beginn des Schuljahres 1927/8, Mitte September, ein einheitlicher Modus für die Volks- und Mittelschulen erzielt wurde. Der Stadtschulrat ist mit seiner Forderung, daß im Interesse der Verallgemeinerung des höheren Unterrichtes der Termin der Entscheidung erstreckt werde, ob der Schüler sich den Universitäts- oder anderen Studien zuwenden oder praktischen Berufen sich nach dem achten Jahre der Pflichtschule, d. h. im Alter von 14 Jahren, widmen wolle, durchgedrungen, wie dies in der Schweiz längst in Übung ist. Nach vier Volksschulklassen, d. h. vom vollendeten zehnten Lebensjahre kann der Schüler vier Klassen „Hauptschule“, worin bereits anstatt des Klassenlehrersystems der Fachunterricht normiert ist, besuchen. Von der Hauptschule ist der Übertritt in eine Obermittelschule, oder, wenn der Schüler einem Gewerbe sich widmen will, in die Fortbildungsschule vorgesehen. In der Hauptschule wird der wahrfreie Unterricht in einer Fremdsprache (Latein oder Französisch) erteilt. Daneben bleiben die bisherigen Sondertypen der Mittelschule (Gymnasium, Realschule, Realgymnasium) bestehen; nur ist die Dauer der Realschulstudien von 7 auf 8 Jahre erweitert. Damit ist eine wesentliche Forderung der Regierung erfüllt worden. Wer in das Obergymnasium nach der Hauptschule übertreten will, muss allerdings auch bescheidene Kenntnisse im Griechischen nachweisen, da schon in der vierten Klasse des Gymnasiums diese Sprache gelehrt wird. Neu ist die vollkommene Gleichstellung aller Mittelschulen. Die Realschule wird künftig unmittelbar zum Besuche der Universität berechtigen, wenn die Kenntnis des Lateinischen privatim erworben wurde. Für manche Studien-zweige (Naturwissenschaften, Staatswissenschaften) entfällt auch diese Anforderung.

Noch nicht völlig gelöst ist vorläufig die Frage der Lehrerbildung, die baldmöglichst der Neuordnung der Schule entsprechend angepaßt werden muß. Es ist begreiflich, daß das österreichische Schulwesen, das nach dem Zusammenbruch des alten Staates auf gänzlich veränderte Grundlagen gestellt werden mußte, erst allmählich die feste Form gewinnt. Die Wiener Neuordnung wird sich sicherlich rasch auch in den anderen Bundesländern einleben.

Dr. K. F.

Bücherschau

Fueter, Eduard: Die Schweiz seit 1848. Orell Füßli Verlag, Zürich und Leipzig 1928. 305 Seiten. Mit 5 Karten, Zeittafel und Register.

Das vorliegende Werk des bekannten Basler Historikers schildert die Geschichte des schweizerischen Bundesstaates unter besonderer Berücksichtigung der sozialen und wirtschaftlichen Triebkräfte. Ausgehend von der oft übersehenen Tatsache, daß eine Darstellung historischer Veränderungen „nur dann verständlich ist, wenn der Leser den Wert der Größen kennt, deren gegenseitige Beziehungen geschildert werden“, zeichnet Fueter zunächst die ökonomische, politische und geistige Struktur der Schweiz um die Mitte des 19. Jahrhunderts, um die Voraussetzungen zu zeigen, mit denen es 1848 die Gründer des neuen Bundes zu tun bekamen. Ungemein anschaulich schildert Fueter die chaotischen Zustände im schweizerischen Verkehrswesen vor 1848. Die ökonomische Situation untersucht Fueter überhaupt sehr eingehend.

Das erste Buch, das die Herrschaft des Liberalismus zum Gegenstande hat, schildert die Neuschöpfungen der Bundesverfassung. Sehr exakt (und nicht nur nach dem Buchstaben des Gesetzes, sondern unter Berücksichtigung der gewohnheitsrechtlichen Praxis) werden die Kompetenzen der Bundesbehörden umschrieben. Das zweite Buch schildert den Übergang von der repräsentativen zur reinen Demokratie und wendet sich, nach allseitiger Erörterung der im Jahre 1874 vorgenommenen Revision der Bundesverfassung, den durch die neuen Verkehrsmittel hervorgerufenen wirtschaftlichen Umschichtungen zu. Die Geschichte der schweizerischen Arbeiterbewegung wird von Fueter ausführlich erzählt, wobei die Abhängigkeit der schweizerischen Sozialdemokratie von der deutschen immer wieder in Erscheinung tritt. Unter Heranziehung statistischer Daten wird die Umgestaltung der politischen Parteien von 1880–1890 untersucht; sodann macht uns der Verfasser mit den Problemen bekannt, welche anlässlich der Verstaatlichung der Eisenbahnen gelöst werden mußten. Im vierten Buch wird die Schweiz als Glied der Weltwirtschaft betrachtet, während das fünfte, letzte Buch die Schweiz im Weltkrieg, insbesondere die äußerst schwierige wirtschaftliche Lage der Eidgenossenschaft inmitten kriegführender Staaten und die Neutralitätspolitik der schweizerischen Regierung darstellt.

Aus der vorstehenden, übrigens unvollständigen Inhaltsangabe geht hervor, daß in Fueters Werk sozialwissenschaftliche, kollektivistische Gesichtspunkte dominieren. Über die neue Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte orientiert das Buch eingehend und genau, vor allem nicht lediglich deskriptiv, sondern trefflich erklärend, politische Phänomene vorwiegend auf ökonomische Faktoren zurückführend. Wir begrüßen in der Darstellung Fueters eine überaus wertvolle Bereicherung der schweizerischen Historiographie. *Dr. V. G.*

*

Lämmel, Rudolf: Galileo Galilei im Lichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Mit 5 Faksimilen und 11 Bildtafeln. (Band 8 Menschen, Völker, Zeiten.) Paul Franke, Berlin. 14 × 22. 285 S. geb. Mk. 6.—

Das Leben großer Menschen fesselt uns immer wieder aufs neue. Lämmel unternimmt den Versuch, den Lebenskampf Galileis und den Geisteszustand der damaligen Zeit darzustellen, wobei er sich teilweise auf eigene Untersuchungen stützen kann. So hat er im Vatikan-Archiv verschiedene Dokumente auf ihre Zuverlässigkeit geprüft und sogar mit Ultrastrahlen Einblicke in die Geheimnisse des Inquisitionsgerichtes zu gewinnen versucht. Es gelingt ihm, die Bedeutung Galileis für die moderne Naturwissenschaft und das heutige Geistesleben klarzulegen. Leider läßt die Darstellung gelegentlich eine sachliche Beurteilung missen, der großen Bedeutung der Reformations wird Lämmel nicht gerecht.

Kl.

*

König, Karl: Alkohol und Erziehung. Beiträge zur Persönlichkeitsbildung für Schule und Haus. Neuland-Verlag, Berlin. 1927.

Das Buch hat vor dem großen Krieg seine erste Auflage erlebt. Heute ist es in neuer Ausrüstung und bereichert durch die Erfahrungen einer schweren Zeit, bereit, seine Kräfte erneut in den Dienst der Alkoholkämpfung zu stellen. Der Verfasser steht fest und zielbewußt mitten in der bedeutungsvollen Kampffrage; er steht aber auch über ihr: kein fanatischer Stürmer und Eiferer zieht ins Feld; Weitsichtigkeit und tiefer Einblick in die großen Volksnöte unserer Zeit befähigen ihn, helfende Kräfte am Riesenwerk zu gewinnen. Die Schule kann sich immer weniger der Stellungnahme zu dieser brennenden Frage enthalten. Welches ist ihre Aufgabe an der Lösung der Alkoholfrage? Was für Mittel und Wege stehen ihr zur Verfügung? König sucht sie aufzudecken. Grundlegende Erwägungen über den Alkoholismus bilden den Eingang ins Werk. Didaktische Erörterungen leiten über zur Methodik des Alkoholunterrichts und zur Taterziehung im Dienste der Nüchternheitsbestrebungen. Das Buch Königs bedeutet eine tiefgründige und umfassende Arbeit, aus der die Freunde der Kampf-bewegung gegen den Alkohol gerne schöpfen werden. — Eine kleine Aussetzung sei gestattet: In einer Neuauflage von 1927 sollten statistische Angaben über Erhebungen vom April 1906 unbedingt durch neuere Untersuchungsergebnisse ersetzt werden.

R. Z.